

# Das Markusevangelium als ökumenisches Ereignis

Vortrag Hagen am 24. Februar 2016

Das Markusevangelium ist *ein* Buch unter vielen andern Büchern des Neuen Testaments. Und diesem einen Buch soll eine besondere ökumenische Bedeutung zukommen? Verbinden denn nicht alle Schriften des Neuen Testaments die Christen weltweit miteinander? Ich möchte zeigen, dass das Markusevangelium tatsächlich eine besondere Rolle als ökumenisches Ereignis spielt. Denn das Markusevangelium hat in ganz besonderer Weise dazu beigetragen, dass sich die Kirchen, die sich so unterschiedlich entwickelt haben, nicht heillos auseinander entwickelt haben, sondern miteinander auf dem Weg geblieben sind. Das Markusevangelium hat die ökumenische Verbundenheit ganz besonders gefördert, obwohl es immer im Schatten des Matthäusevangeliums gestanden hat. Es geht also um eine unterschwellige Wirkung vor allem im Hintergrund. Das Markusevangelium gab einen innovativen Anstoß, und der wirkt bis heute ungebrochen fort.

## 1) Das Markusevangelium als erste Jesus-Erzählung

Die Verkündigung Jesu hatte keine unmittelbare Nachwirkung. Alle Nachrichten über das Leben und Auftreten Jesu von Nazaret verdanken wir dem Tatbestand, dass sich nach seinem Tod eine Gemeinde bildete, die Jesus Christus als ihren lebendigen und gegenwärtig wirkenden Herrn bekennt, der nach seinem Tod zur Rechten Gottes erhöht ist. Alle neutestamentlichen Gewährsleute setzen diese Ostererfahrung als entscheidenden Kristallisationspunkt voraus. Und nur, weil es diese Gemeinde gab, erwähnen auch Schriftsteller, die nicht dieser Gemeinde angehörten, das Jesusgeschehen. Wir würden schlicht überhaupt nichts von Jesus wissen, wenn nicht Menschen ihm als Auferstandenen begegnet wären.

Sogar im Bewusstsein der frühchristlichen Gemeinde trat das Interesse am irdischen Leben Jesu zunächst stark zurück gegenüber der aktuellen Geisterfahrung. Paulus erwähnt zwar Jesu Geburt, Leiden, Tod am Kreuz und Auferweckung als Marksteine des Evangeliums, spricht aber mehr über den Hintergrund dieser Heilsdaten im Gotteswort der Schrift, als dass er diese Daten in ihrem geschichtlichen Zusammenhang anschaulich machte. Erst etwa vierzig Jahre nach Jesu Tod greift Markus hinter die Leidensgeschichte zurück auf die Wirksamkeit Jesu. Er erzählt, wie Jesus sich von Johannes taufen ließ, wie er sich von seiner Familie trennte und

Jünger in seine Nachfolge rief, wie er Menschen half, sie heilte und die Dämonen austrieb, von denen sie besessen waren, wie er mit den Menschen sprach und wie er angefeindet wurde, bis ihm schließlich der Prozess gemacht wurde, und wie Jesus sich selbst nach innerem Ringen auf seinen Leidensweg begab. Allerdings misst Markus der Geburt Jesu, von der Matthäus und Lukas dann auch ausführlich berichten, offenbar noch keine besondere Bedeutung zu.

Markus schildert, wie sich bereits in diesem irdischen Lebensweg Jesu *Gottes* anbrechende *Herrschaft* zeigt. Diese Erzählung von Jesus stellt er als einen entscheidenden Bestandteil des Evangeliums dar. Denn nachdem der Täufer eine „Sinnesänderung (Buße) zur *Vergebung der Sünden*“ (1,4) verkündigt hatte, forderte Jesus zu einer Änderung der Blickrichtung (Buße) hinsichtlich des *Evangeliums* auf (1,14); im Glauben soll von dem nachösterlichen Standpunkt aus zurückblickend auch der vorösterliche Anfang des Evangeliums Beachtung finden. Ja, die christliche Existenz wird so gezeichnet, dass sie von Jesu irdischem Schicksal geprägt erscheint in einer dezidierten Bindung an ihn (8,34-38: Leidensnachfolge; 13,9-13: Übergabe an die Justiz). Der christliche Glaube an den erhöhten Christus hat in der Nachfolge Jesu gleichsam einen entscheidenden Vorläufer. Indem Markus in seiner Weise auf den „Anfang des Evangeliums Jesu Christi“ zurückgreift (1,1), verschiebt er diesen Anfang von dem Osterereignis zurück auf den Beginn der irdischen Wirksamkeit Jesu.

Diese Rückerinnerung an die vorösterliche Jesusbewegung war freilich notwendig mit der Wahrnehmung einer Fremdheit verbunden; denn Jesus hatte ja zeitlebens den Rahmen seiner jüdischen Volks- und Gottesdienstgemeinde nicht verlassen. Jesu öffentliche Wirksamkeit begann in einer Synagoge (1,21-28) und endete mit seinem Lehren im Jerusalemer Tempel (11,11-13,1a; 14,49). Zwar kann Markus offenbar einiges Wissen über das Judentum bei seiner Lesegemeinde voraussetzen, zugleich bemüht er sich aber, die Fremdheit des Jesusbildes, das er da vor ihr entwirft, aufzufangen, indem er jüdische Gebräuche, die er als ihr unbekannt annimmt, erläutert (7,2.3-5; 12,18; 14,12; 15,6.41), wenn sich die Erklärungen nicht aus den mitgeteilten Gesprächen selbst ergeben. Fremdsprachliche Ausdrücke übersetzt er. Und diese aramäischen Wörter, die er mitunter in den griechischen Text einstreut (Boanerges 3,17; talitha kum 5,41; korban 7,11; hephata 7,34; abba 14,36; eloi eloi lema sabachthani 15,34), begegnen samt und sonders im Munde Jesu, kennzeichnen also dessen persönliche Sprache, zeichnen seine individuelle Eigenart als frommer Jude – und zugleich seine Fremdheit für die griechisch sprechende Lesegemeinde. Er sprach nicht ihre Sprache.

Und eine weitere Fremdheit: Die Jünger konnten buchstäblich nachfolgen, sie erwiesen sich aber als noch nicht gläubig. Die Lesegemeinde ist dagegen mit Jesus im Glauben verbunden. Und in ihr finden sich inzwischen vor allem Menschen aus der nichtisraelischen Völkerwelt. Diese nachösterliche Horizonterweiterung wird denn auch von Jesus ausdrücklich angesprochen (5,18-20; 11,17; 13,10: *Das Evangelium muss zuvor gepredigt werden unter allen Völkern*; 14,9). Die Verwurzelung des Evangeliums in Jesu Wirken unter seinem Volk bestätigt die inzwischen erfolgte Entwicklung zu einer Kirche aus Juden *und* Menschen der nichtisraelitischen Völkerwelt. Die Lesegemeinde entspricht also keineswegs einfach der Jüngergemeinde.

Das Abfassungsinteresse bei der Zusammenstellung des Markusevangeliums war nicht einfach historischer Natur, das Gewesene als solches in Erinnerung zu behalten, sondern das Bewusstsein, auch schon in den Worten, Taten und Ergehen des irdischen Jesus die Botschaft des gegenwärtigen Christus zu hören. Mit seiner Jesuserzählung erweiterte der Evangelist also das christliche Glaubensverständnis selbst, baute den Evangeliums begriff aus und gab ihm ein erweitertes inhaltliches Spektrum, indem er die Jesuserzählung darin einfügte. Wenn man heute bei dem Wort „Evangelium“ spontan an die vier Evangelien denkt, also an Schriften, in denen das irdische Leben und Wirken Jesu erzählt wird, dann wirkt sich darin das Anliegen des Markus aus.

Diese Rückbindung der kirchlichen Verkündigung an die Verkündigung Jesu muss man als eine für die weitere Geschichte der Christenheit fundamentale Entscheidung werten, eben als ein ökumenisches Ereignis. Fortan tritt die Überlieferung vom irdischen Jesus als ständiges kritisches Korrektiv neben die geistmächtige Verkündigung im Namen des gegenwärtigen Christus.

Schon bald haben andere Evangelisten die Idee aufgenommen und die Form des Evangeliums jeweils auf ihre Weise ausgebaut. Und die Kirche hat dann nicht etwa ein Einheitsevangelium in Geltung gesetzt, sondern diese unterschiedlichen Erzählungen mit ihren unterschiedlichen Sichtweisen miteinander in den neutestamentlichen Kanon aufgenommen, an dieser Stelle Vielfalt statt Einheit gelten lassen.

## 2) Zwei Sprachweisen des Glaubens: Erzählen von Vergangenem und Besprechen gegenwärtiger Fragen

Die Verkündigung des christlichen Glaubens geschieht seitdem nicht allein in einer geistmächtigen Rede, die sich auf die Schriften Israels, das heutige Alte Testament als der Bibel der frühen Christenheit, stützt, sondern ebenso im Erzählen von Jesus-Geschichten. Sowohl in der Rückerinnerung an längst Vergangenes als auch in seinem gegenwärtig mächtigen Wort begegnet Christus seiner Gemeinde, eben als „Jesus der Christus“ oder als „Jesus Christus der Herr“.

Das schlägt sich im Neuen Testament nun so nieder, dass wir hier zwei Abteilungen finden, die Evangelien und die Briefe. Was uns ganz selbstverständlich ist, hat doch seine Geschichte, ist erst mit der Zeit entstanden und hat seine Gestalt durch einzelne Impulse gefunden. Ein ganz entscheidender war die Abfassung des frühesten Evangeliums.

Und dabei beobachten wir, dass der Kanon des Neuen Testaments offenbar die Lehrweise Jesu in ihren beiden Spielarten aufnimmt und widerspiegelt. Wie Jesus in seinen Gleichnissen Geschichten erzählt hat, so tut es auch der *Evangelist*. Wie Jesus in Diskussionen mit den Menschen eingetreten ist, die ihm gegenüberstanden, so tut es auch der *Briefschreiber*. Die Pionierarbeit des Markus mit seinem Evangelium führte mithin dazu, dass die Verkündigung Jesu in ihrer Eigenart umfassend aufgenommen wurde und fortwirkte. Sein Unternehmen kann man also nur als äußerst sachgerecht ansehen.

Und auch im christlichen Gottesdienst kehrt diese zweifache Verkündigung wieder. Wir haben eine Epistellesung und eine Evangelienlesung. Und die Jesus-Erzählung spielt dabei eine herausragende Rolle, als Kyrios, der Herr selbst, vom Apostolos, seinen Boten, abgehoben. Und auch im Ablauf der christlichen Feste im Kirchenjahr zeigt es sich: Sie folgen dem Lebensweg Jesu und haben jeweils ihr zentrales Evangelium, ihre ganz bestimmte Jesus-Erzählung.

Diese zwei unterschiedlichen Verkündigungsweisen sind keineswegs bedeutungslos für die Weitergabe der christlichen Botschaft. Denn sie weisen jeweils ihre Besonderheiten und damit ihre besonderen Möglichkeiten auf. Beide Ausdrucksweisen beruhen auf

unterschiedlichen Denkweisen und weisen damit tiefgehende Besonderheiten auf, von denen die Kommunikation jeweils geprägt ist.

Fast alle *Briefe* im Neuen Testament nennen ihren Absender. Ein Brief schafft eine Als-ob-Gegenwart, stellt eine Form persönlicher Begegnung zwischen Briefschreiber und Briefempfänger her. Und das gilt in der Antike noch stärker als bei uns heute; denn der Schreiber versetzte sich damals bereits in den Leser hinein und ließ seine eigene Gegenwart aus der Perspektive des Lesers als Vergangenheit erscheinen: ich habe dir geschrieben. Das Schreiben lag beim Lesen ja schon in der Vergangenheit. Die Theologie des Paulus ist von seiner Person nicht abzulösen.

Und auch die Adressaten, Gemeinden oder Einzelpersonen, werden als direktes Gegenüber ausdrücklich benannt. Wenn sich der Briefschreiber einer Erzählung (*narratio*) bedient, bekommt diese innerhalb seiner augenblicklichen Argumentation eine bestimmte Funktion, dient nämlich einer Tatsachenklärung, die für die gegenwärtige Urteilsbildung entscheidend ist.

Der *Evangelist* dagegen hält sich fast ganz heraus. Dem Evangelium, das wir Markus zuschreiben, fehlte ursprünglich eine Verfasserangabe. Und das gilt ebenso für die weiteren Evangelien. Erst die kirchliche Überlieferung hat sie bestimmten Personen zugeschrieben. Als Autor will der Evangelist nicht argumentierend überzeugen, sondern seine Leserschaft in die Erzählung mit der ihr ganz eigenen, zudem sehr fremdartigen Welt hineinziehen. Auf diese Weise will er seine Lesegemeinde allerdings auch lenken oder sogar manipulieren. Das aber gelingt ganz unabhängig von seiner Person. Das ändert sich erst bei den späteren, so genannten apokryphen Evangelien, die unter dem Anspruch der Autorschaft eines Apostels überzeugen wollen. Erzählungen aber wirken in sich selber. Die Nennung eines Autors erhöht nicht ihr Gewicht, sondern vermindert es eigentlich, sucht gleichsam eine Schwäche auszugleichen.

Ebenso bleibt in den ersten Evangelien die Leserschaft anonym und kann nur indirekt aufgrund der Eigenart der Erzählung, inwiefern sie zu einer bestimmten Rezipientengruppe passt, erschlossen werden und gewisse Konturen gewinnen. Das Markusevangelium richtet sich nur in einem einzigen kurzen Satz an seine Lesegemeinde: „Wer das liest, der merke auf“ (Mk 13,14). Die Nennung des Theophilus im Lukasevangelium kennzeichnet diesen Mann

nicht etwa als Leser; denn er ist ja bereits in allem unterrichtet, wie wir lesen. Vielmehr verpflichtet sie ihn zur Verbreitung des Buches, macht ihn gleichsam zum Verleger.

Der Evangelist versucht, auf indirekte Weise zu überzeugen, indem er in die Welt, die ihn im Akt des Erzählens über das Medium des Buches mit seinen Lesern und Hörern verbindet (Lesesituation), eine zusätzliche, erzählte Welt einbringt (Jesu Lebenswelt). Einst und jetzt sind deutlich unterschieden. Ein Brief hingegen dient einer direkten Auseinandersetzung. Er sucht eine zeitlich möglichst nahe Begegnung.

Das *Erzählen* hat damit, dass es zwei Ebenen aufweist, einen Vorteil. Denn es lässt damit mehr Spielraum für eine freie Entscheidung bei den Zuhörerinnen und Zuhörern. Ein Gleichnis macht zwar eine Stellungnahme fast unausweichlich, lässt aber dann doch offen, ob der Hörer die aus dem erzählten Zusammenhang gewonnene Erkenntnis in seine eigene Lebensebene überträgt. Den bereits Überführten bleibt die Freiheit, sich einfach zu entfernen (Mk 12,12) und sich damit einer eigenen Stellungnahme zu entziehen. Im Streit, der auf der begrifflichen Ebene als direkter Kommunikationsebene geführt wird, erfolgt die eigene Festlegung der Beteiligten viel zwangsläufiger, mitunter schon bei Schweigen der einen Seite. Schon die Körpersprache des Weggehens verrät das Vorhaben der Gegner Jesu, die meinen, Jesus bei einer Übertretung des Sabbatgebotes ertappt zu haben (Mk 3,4); sie treffen eine Entscheidung (Mk 3,6). Die Gemeinschaft der Streitenden ist nach ihrer Begegnung zerstört oder in einem andern Fall auch gestärkt (12,28-34: Ein Schriftgelehrter lässt sich überzeugen).

Im *Brief* steht die Argumentation im Vordergrund, die Darlegung von Überlegungen und Entscheidungen. Solche Argumentation arbeitet mit Frage und Antwort. Auf diesem Weg strebt sie einen Konsens mit denen an, die sich ebenfalls zu Christus bekennen. Der Brief hat bekennenden Charakter; ich öffne mich dem Briefempfänger und gebe mich zu erkennen. Der argumentative Diskurs führt zur Formulierung eines Bekenntnisses, zielt direkt auf eine eindeutig formulierte Stellungnahme, die sich im anschließenden Verhalten dann deutlich niederschlägt. Diesem sprachlichen Genre ordnet sich etwa auch das Bekenntnis von Augsburg (1530) ausdrücklich zu, indem seine Verfasser im Vorwort zitierend sich die Aussage des kaiserlichen Ausschreibens zu eigen machen: „wie wir alle unter einem Christo sind und streiten und Christum bekennen sollen“ (BSELK, 88,26-27; vgl. 86,14-15).

Das *Evangelium* enthält zwar innerhalb der Erzählung viele Imperative; diese richten sich aber nicht an die Lesegemeinde. Hier wird gerade deutlich unterschieden zwischen der Welt, *von* der erzählt wird, und der Welt, *in* der erzählt wird. Allerdings wird im Markusevangelium auch die Leserschaft bisweilen angesprochen. Doch bedarf es in solchen Fällen besonderer Hinweise auf die Horizonterweiterung über die erzählte Welt hinaus in die Welt des Erzählens hinein.<sup>1</sup> Die Erzählung will vor allem Bilder erzeugen, die sich den Zuhörern einprägen. Und durch sie sollen sie sich später bei ihren Orientierungen leiten lassen. Ein Geschichtenerzähler wirkt auf eine tiefere Schicht des Bewusstseins ein und stößt einen Verstehensprozess an, der nicht schon im Augenblick des Erzählens eintreten muss, sondern längere Zeit beanspruchen kann. Die Sinnerschließung kann bei verschiedenen Hörern oder Lesern zudem zu unterschiedlichen Ergebnissen führen.

Geschichten prägen anders als Sachinformationen und Argumente und nötigen nicht zu einer Ergebnissicherung, bei der man sich durch Formulierung neuer Texte des Gehörten vergewissert. Eine Erzählung will einfach weitererzählt werden. Das Markusevangelium hat das erreicht, indem es die Abfassung weiterer Evangelien angestoßen hat. Zumindest beim Matthäus- und beim Lukasevangelium ist eindeutig, dass ihre Verfasser Markus gekannt und benutzt haben.

Das Neue Testament kennt noch eine dritte Sprachform, nämlich die visionäre Rede, vor allem im Buch der Apokalypse. Auch diese Sparte weist ihre charakteristischen Besonderheiten auf. In unserem Zusammenhang darf ich aber darauf verzichten, dies zu erläutern, denn sie bleibt an bestimmte momentane Widerfahrnisse gebunden und ist nicht jederzeit verfügbar.

### **3) Das Markusevangelium als ökumenisches Ereignis**

Die beiden hauptsächlichen Weisen christlicher Verkündigung haben sich in der Geschichte der Kirche als hilfreich erwiesen. Immer ist erzählt worden. Und immer ist um Formeln gestritten worden. Beide Weisen fordern sich gewissermaßen gegenseitig, differenzierten sich aber zunehmend.

---

<sup>1</sup> Das Markusevangelium überschreitet an mehreren Stellen den Rahmen der Erzählung und bedient sich dabei unterschiedliche Strategien (Mk 1,15; 4,13-20; 8,35; 10,29-31; 13,3-23; 14,9.28; 16,7); solche auch die Lesegemeinde einschließenden Ankündigungen oder Weisungen stellen sich durchweg als Jesusworte dar (indirekt auch Mk 16,7). Den Jesusworten wird grundsätzlich eine besondere Zeitlichkeit zugesprochen, indem sie nicht vergehen (Mk 13,31).

Im Bekenntnis durchdrangen sich beide Redeweisen ursprünglich eng. Die Wendung „Gottes eingeborenen Sohn, unsern Herrn“ stammt eindeutig aus den frühen christologischen Formeln, während die Wendung „gelitten und Pontius Pilatus“ eindeutig aus der Passionserzählung stammt. Doch der Weg vom Romanum über das Apostolicum zum Nicaenum zeigt, wie ein anfänglich stark erzählendes Bekenntnis durch formelhafte Definitionen erweitert<sup>2</sup> und Gegenstand einer Konsens suchenden Streitkultur wurde; der Grund für diese Entwicklung liegt im argumentativen Charakter des Bekenntnisses. Der Bekenner erzählt nicht nur, sondern trifft zur Begründung seiner persönlichen Stellungnahme zugleich Urteile. Er outet sich selbst, spricht persönlich: Ich glaube, wir glauben, und nicht etwa in der dritten Person: Es begab sich.

Solche *Bekenntnisse*, in denen sich die christliche Lehre in dieser Weise verdichtet, dienen dann als Identifikationstexte sowohl für das Christentum im Gegenüber zu anderen Religionen als auch für die konfessionellen Ausprägungen innerhalb der einen Kirche. Insbesondere das Luthertum hat seine spezifische Eigenart in der Bindung an seine Bekenntnisse gefunden.

Doch stiften in anderer, eminent bedeutsamer Weise auch die *Evangelien* kollektive Identität, indem sie eine grundlegende Basiserzählung bieten, von der das Zusammenleben in der Kirche immer wieder neu geprägt wird. Die biblische Geschichte zu erzählen ist eine Grundform der Kommunikation, in der sich christliches Gemeinschaftsbewusstsein herausbildet, entwickelt und festigt. Das Erzählen hat seinen besonderen Sitz im kirchlichen Leben bei der kindlichen und missionarischen Erstbegegnung, weckt anfängliches Interesse, spielt aber auch bei der weiteren Vertiefung eine wichtige Rolle.

Eine einseitig narrative Theologie könnte in den Verdacht geraten, in ihrer fiktionalen Rede eine rein fiktive Welt zu vermitteln wie im Märchen. Die erzählte Geschichte ist in der christlichen Verkündigung jedoch von ihrer Nachgeschichte nicht abzutrennen. Der irdische Jesus, von dem die Evangelien erzählen, ist kein anderer als der erhöhte Christus, der lebt und gegenwärtig und zukünftig alles in seiner Macht hat. Ohne die Osterbotschaft von der Auferstehung Jesu wäre die Erinnerung an die Gestalt, von der hier erzählt wird, ja überhaupt nicht wach geblieben.

---

<sup>2</sup> Das Chalcedonense (451) verzichtet dann auf den narrativen Teil und führt den systematischen weiter aus.

Aber auch eine einseitig lehrhafte Theologie stünde in der Gefahr, sich in Lehrformeln zu verlieren. Inhalt der christlichen Botschaft ist aber keine „Lehre“, sondern eine „Person“. Jesus Christus wird als Herr bekannt und bezeugt. Das aber gelingt nicht allein in gedanklicher Abstraktheit, sondern nur in Verbindung mit einer erzählenden Anschaulichkeit, die ein persönliches Begegnen mit dem irdischen Jesus ermöglicht. Aufgrund eigener Erfahrung kommt es im Hören oder Lesen der Evangelien dazu, sich mit den Akteuren in gewissen Hinsichten zu identifizieren und die Ereignisse mitzuerleben.

Im Markusevangelium wird dies ausgesprochen deutlich. An einer Stelle fragt Jesus seine Jünger, für wen die Leute ihn halten, und bekommt unterschiedliche Antworten. Die Antwort, die die Jünger selbst geben, ist demgegenüber unisono eindeutig: „Du bist der Christus.“ Doch diese anscheinend so eindeutige Antwort problematisiert Jesus sofort, indem er sein Leiden, Sterben und Auferstehen ankündigt und damit auf ein so großes Unverständnis bei den Jüngern, die gerade noch meinten, ihn verstanden zu haben, stößt, dass Jesus sich veranlasst sieht, Petrus als „Satan“ zu bezeichnen. Entscheidend ist, dass Petrus in der Nachfolge Jesu bleibt (Mk 8,27-33). Nicht eine Bekenntnisformel ist entscheidend, sondern die persönliche Gemeinschaft mit Jesus, und zwar im Hinter-ihm-her-Gehen. Man muss an ihm als Person dranbleiben.

Eine ähnliche Situation ergibt sich angesichts des Gekreuzigten. Pilatus lässt Jesus als „Der König der Juden“ ausschildern. Die Hohenpriester rufen ihm zu: „Der Christus, der König Israels, er steige nur vom Kreuz herab, wenn wir es sehen können, werden wir glauben.“ Der Hauptmann aber gesteht ein: „Dies ist wirklich ein Sohn Gottes gewesen.“ Und die Frauen, die Jesus von Galiläa her begleitet haben, schauen nur zu, ohne etwas zu sagen. Man muss das Erzählte mit den Augen erfassen und auf sich wirken lassen. Bilder, nicht Definitionen und Begriffe sind entscheidend. Auch der Gekreuzigte selbst gibt uns keine Antwort, sondern formuliert selbst eine Frage: „Mein Gott, mein Gott, wozu hast du mich verlassen?“ Mein Gott, was hast du nur vor? (Mk 15, 26-39) Und eine Antwort ergibt sich aus der Erzählung. Der Engel im leeren Grab tut nichts weiter, als die Frauen an Jesu dreimalige Vorhersage zu erinnern. Gott hat nichts anderes vor als das, was Jesus zuvor angekündigt hat, dass er sterben und auferstehen wird. Und das sollen die Jünger einsehen, indem sie ihm nachfolgen jetzt in umgekehrte Richtung nach Galiläa und ihn so „sehen“ (Mk 16,6-7). Jesus erschließt sich in der Gemeinschaft mit ihm, nicht schon in klugen Sätzen über ihn.

Damit sind die Evangelien ein wichtiges Korrektiv zu einer lehrmäßig-dogmatischen Christologie, die von Naturen, Wesensbestimmungen und Eigenschaften handelt, während umgekehrt das christologische Bekenntnis ein Abgleiten in eine naive Jesusfrömmigkeit verhindert.

Deshalb nenne ich das Markusevangelium ein ökumenisches Ereignis, weil es für alle Zeiten für solche Ausgewogenheit gesorgt hat.

Die größeren Möglichkeiten für eine *ökumenische Theologie* liegen sogar in den evangelischen Erzählungen. Sie erfassen die Begegnung mit dem *einen* Herrn der Kirche aus unterschiedlichen Wahrnehmungsperspektiven. Sie blicken ihrer Natur nach aus verschiedenen Standorten, Traditionen und Kontexten her auf die eine Mitte hin, die als von allen anerkanntes Zentrum die Christenheit zusammenschließt. Wie schon bei der Vierzahl der Evangelien erschließt sich die Wirklichkeit, die es zu erfassen gilt, gerade in der Wahrnehmung unterschiedlicher Erzählungen. Dabei erfüllt die Jesus-Erzählung eine wichtige Funktion bei der Entwicklung und Festigung einer gesamtchristlichen Gruppenidentität.

Die christliche Kirche ist eine, weil sie unter einem Herrn versammelt den einen Gott bekennt. Zugleich kann sie den Verwerfungen nicht entgehen, die sie vielfältig gespalten erscheinen lässt. Beide Wahrnehmungsweisen, die von Gottes Zusage her und die aus menschlicher Erfahrung, dürfen nicht vermischt werden, indem man etwa in einer äußeren Weise eine Einheit organisatorisch darzustellen oder aber die wahre Kirche in einem doktrinären Reinigungsprozess herauszufiltern versucht. Ungenügende Beachtung der Unterschiede führt entweder zu einer „Verweltlichung“ der Kirche als gesellschaftliche Institution oder aber zu einer „Missachtung“ der Gemeinschaft der Kirche im (rechthaberischen) Rückzug auf den persönlichen Glauben. Die Unterscheidung zwischen erzählender und argumentierender Verkündigung hält die Spannung in der christlichen Verkündigung aus. Und das Markusevangelium hat dafür den entscheidenden Grund gelegt.